

I

DJIBOUTI

6. und 7. Januar 1905

*... sub curru nimium propinqui
solis in terra domibus negata ...*

Am Dreikönigstage 1905 lief der schöne Lloydampfer Friedrich der Große, mit der Deutschen Sondergesandtschaft für Abessinien an Bord, in den Golf von Tadjura ein.

Im Dämmern des Morgens sahen wir zuerst die Küste. Rechts hob sich eine gewaltige graue Gebirgsmauer jäh aus dem Meer, links breitete sich hinter einer Reihe flacher Korallenriffe ein schmales, dunkles Band. Wind und Wellen, die wir in der Enge von Bab-el-Mandeb gegen uns gehabt, legten sich. Und als die Sonne dem Nebelschleier entstieg, der noch auf dem Meere ruhte, da wandelte sich die Erzfarbe des plätschernden Wassers in liches Blau. Der Wall der Danakil-Berge gliederte sich, Gipfel und Halden traten hervor in diskret abgedämpftem Fleischrot, und Schluchten, in denen noch blau-grüne Schatten webten; die flache Küste der Issa, der wir uns rasch näherten, schimmerte in zartem Grün. Da tauchte auch schon Djibouti vor uns auf mit seinen roten Giebedächern, das Endziel unsrer Seereise.

So freundlich uns dieses Bild nach den öden Klippen des Roten Meeres erschien, so wußten wir doch wohl, daß das Land vor uns eines der unwirtlichsten unsrer Erde ist. Nicht Wiesen und sprossende Saaten waren es, die dort vom Flachlande her mit grünen Schleiern winkten: dies Land trägt ja nur wehrhafte Steppengebüsche, die freilich gerade jetzt ihr freundlichstes Gesicht zeigten, denn einmal im Jahre kleiden auch sie sich, unter dem Schutze ihrer starrenden Dornen, in ein rasch vergängliches Gewand zarten Laubes. Wir wußten es: jene ragenden Berge, die uns in der feinen Färbung des Frühlichtes so kühl und frisch anmuteten, sie sammeln doch keine Regenwolken

auf ihren Häuptern, keine Quelle entsprudelt ihrem Fuß. Wie eine Barre legen sie sich vor das Tiefland und versperren den Flüssen Abessinians den Zugang zum Meer. Ein weiter Süßwassersee müßte jenseits der Bergkette wogen, dort, wo unsere Karten eine Einsenkung des Landes um nahezu 200 m unter den Meeresspiegel anzeigen, ragende Palmen, schossende Bambusdickichte müßten Ufer und Inseln umsäumen — aber die glühende, unbarmherzige Sonne dieses Landes trocknet die Flüsse aus, und so sammelt sich nur salzig-bitteres Stauwasser zu kleinen, toten Becken, inmitten vegetationsloser Einöde.

Furchtbar, wie das Land, sind die Menschen, die hier hausen, die Issa¹ und die Danakil.² Obwohl stammverwandt und beide der hamitischen Völkerfamilie angehörig, leben sie in ewiger Fehde. Die Issa sind wie andere wilde Somal-Stämme Menschenjäger, bei denen der Bursch dem Mädchen nicht gefällt, wenn er nicht die Trophäe eines erschlagenen Mannes vorzuweisen vermag. Im dornigen Akazien-gestrüpp lauern die schwarzbraunen Kerle, die Wurflanze sorgfältig verborgen, ob nicht jemand des Weges kommt, den sie töten können. Töten ist ihr Sport und zugleich — ihre Moral. Wie dürfte, sagen sie, ein junger Mann daran denken zu heiraten, wenn er nicht für die Nachkommenschaft, die geboren werden soll, zuvor Platz geschaffen hätte durch Tötung eines Menschen? Gott hat unserem Lande so wenig Wasser gegeben; wir müßten ja sonst verdursten!

Aber die Danakil, wie die Issa Nomaden, die bisher jedem Kultur-einfluß widerstanden haben, sind noch weit gefürchteter; ein Volk von Hirten zwar, und doch vielleicht die wildesten Krieger ganz Afrikas. Der Elfenbeinring, der den Oberarm des Danakil schmückt, bedeutet, daß sein Träger vier Issa oder Galla erschlagen hat oder — einen weißen Mann; so genießt unsere Rasse selbst bei diesen Unholden eine höhere Wertschätzung. Unsre Diener aus dem Stamm der Habr-aual aber sagten uns später, die Issa seien, wie sie selbst, Söhne Adams, die Danakil aber Nachkommen des Satan. —

Die Pioniere der Kultur in diesem Lande der Schrecken waren die Franzosen. Nach dem Beispiele Englands, das auf den durchglühten Lavafelsen Adens eine gewaltige Seefestung und eine blühende Handelsstadt geschaffen hat, wollte auch Frankreich sich am Ausgang des Roten Meeres einen Stützpunkt gründen, dessen es schon wegen seines Kolonialbesitzes in Hinterindien bedurfte. Zu diesem Zwecke

¹ Issa oder Eïssa (Issa). Der Name stammt aus dem Arabischen und bedeutet Esau: vermutlich gelten die Issa als Nachkommen des biblischen Esau.

² Danakil ist der Pluralis von Dānkali. Dies Volk heißt auch Afar, d. h. die Unsteten, Schweifenden.

erwarben die Franzosen 1862 Obock an der Nordseite des Golfes von Tadjura und richteten den Ort zur Kohlenstation ein. Doch im Laufe der nächsten Jahrzehnte erkannten sie, daß die Wahl Obocks ein Mißgriff gewesen war. Den Schiffen, welche hier Kohlen einnehmen sollten, vermochte der Ort sonst nichts zu bieten, keine frischen Lebensmittel, kein Trinkwasser, nicht einmal einen wirklich sicheren Ankerplatz. Zugleich mußte man sich überzeugen, daß Obock auch nie ein Hafen für das dem Handel noch große Perspektiven eröffnende Abessinien werden konnte: der Karawanenweg über das schroffe Küstengebirge, durch die Salzsümpfe und die glühenden Wüsten des Danakil-Landes bot gar zu große Schwierigkeiten. Lanessan, der vielgenannte französische Kolonialminister, plädierte endlich offen für die Aufgabe Obocks zugunsten einer Neugründung, Djiboutis.

Von der Südküste des Golfes von Tadjura springt einige Kilometer ins Meer eine von den Korallentieren gebaute Landzunge, Ras Djiboutil, vor, die schon im Altertum unter dem ihr von griechischen Schiffen gegebenen Namen Phytolau akroterion bekannt war. Der Ort war unbewohnt, aber die Karawanenleute, welche von Tadjura nach Harar zogen, pflegten hier zu rasten. Denn es gab hier gutes Wasser. In der Regenzeit mündet ein kleiner Bach in die Bucht von Djibouti, und in seinem Bette findet man auch zur trockenen Periode unter Sand und Kies verborgen reichliches Trinkwasser. Die Lage des Ortes, der von Harar, dem Handelszentrum des äquatorialen Ostafrika, kaum weiter entfernt war, als der alte Hafen Sela,¹ den England in Besitz genommen hatte, reizte die Franzosen, hier eine neue Gründung zu versuchen; mit Hilfe der Landzunge konnte man hoffen einen sicheren Hafen zu schaffen. Aber man war noch nicht weit über die Vorverhandlungen hinausgekommen, als der Ort im Jahre 1894 auf einmal Bedeutung und Zukunft erhielt: zwei kühne Unternehmer, Herr Alfred Ilg und M. Chefneux beschlossen, von Djibouti aus eine Bahnlinie nach dem Inneren zu bauen, zunächst nach Harar, dann aber weiter nach Adis-Ababa, der Hauptstadt des neu begründeten äthiopischen Reiches.

Erstaunlich schnell entstand auf dem wenige Meter nur über das Meer erhöhten Plateau von Djibouti eine Stadt mit zahlreichen und bedeutenden Agenturen, mit umfangreichen Werkstätten für Bau und Reparatur von Maschinen, Lokomotiven und Wagen, mit Wasserwerk

¹ Die englische Schreibweise Zeyla, die sich auch auf vielen deutschen Karten findet, ist für uns ganz unmotiviert.

und Eisfabrik, Gouvernement und Douane, Schule und Hospital. Die Bevölkerung betrug alsbald gegen 12 000 Köpfe; man rechnete etwa 1000 Weiße, während der Rest aus yemenitischen Arbeitern und vor allem aus zivilisierten Somal bestand, die sich aus dem englischen Protektorat herüberzogen. Die wilden Issa beteiligten sich freilich so gut wie garnicht an der Besiedelung der jungen Stadt, aber sie versorgten doch den Markt von Djibouti bald mit ihren Erzeugnissen, Milch, Butter und Schlachtvieh.

Unzweifelhaft sind auch die Kriegsunruhen im benachbarten britischen Somaliland Djibouti zugute gekommen. Dort war ein Prophet erstanden, Abdulla Ashur, dessen Umtriebe den Engländern gefährlich zu werden begannen. Das fanatisierte Somalvolk glaubte, wie einst Christi Jünger, der Prophet werde das Joch der Fremden brechen und ein mächtiges mohammedanisches Reich aufrichten. Bald brachen offene Feindseligkeiten aus; die Engländer rückten dem Propheten mit kostspieligen Expeditionen zu Leibe, aber er war überall und nirgends, und die humorvolle Art, wie er die Engländer oft mehr zum besten hielt als bekämpfte, trug ihm den Namen ein, unter welchem er auch uns aus den Zeitungen bekannt geworden ist: The mad Mullah. Inzwischen aber wandten viele Somal den alten Häfen Berbera und Sela den Rücken, um in dem jungen Djibouti ein ruhigeres Leben zu suchen.

Somal waren auch die ersten Landesbewohner, welche wir sahen. Als unser Schiff auf der Reede von Djibouti vor Anker ging, war es alsbald von kleinen Booten umringt. Dutzende von schwarzen Burschen tauchten nach den von den Passagieren hinabgeworfenen Kupfermünzen, die sie mit erstaunlicher Gewandtheit zu fassen wußten, ehe sie auf den Grund sanken. Ihr heiseres, mit Gutturallauten gespicktes Geschrei, ihre hageren, scharfen Züge, ihre gefletschten Zähne machten einen wenig sympathischen, wilden Eindruck; offenbar gehörten sie dem in allen Häfen verbreiteten Gesindel an, das jede stetige Arbeit verabscheut.

Dank dem Entgegenkommen der französischen Behörden waren die gesetzlichen Formalitäten bald erledigt und unsre Landung konnte schon gegen zehn Uhr vormittags erfolgen. M. Pierre Pascal, der Gouverneur von Djibouti, hatte uns seine Dampfpinasse freundlich zur Verfügung gestellt, denn unser Schiff lag etwa $1\frac{1}{2}$ km von der Küste. Man zeigte uns unterwegs die Lage der projektierten Molenbauten, durch welche Djibouti erst einen wirklichen Hafen erhalten wird. Dann fuhren wir in enger Rinne durch flache Bänke lehm-gelber Madreporen dahin, der häufigsten aber auch unansehnlichsten

Art riffbauender Korallen. Endlich landeten wir unweit des Gouvernementsgebäudes.

Die zwei Tage, welche unser Aufenthalt in Djibouti dauerte, verstrichen nur allzusehnell. Die Fülle des Neuen und Interessanten, das der Ort bietet, wäre in so kurzer Zeit auch dann nicht zu bewältigen gewesen, wenn wir uns ganz dem Studium hätten hingeben können, statt einen Teil unserer Zeit den letzten Reisevorbereitungen widmen. Von den Europäern sahen wir nicht gerade viel. Wir



Die Kaiserliche Gesandtschaft an Bord des Friedrich d. Gr.

Von links nach rechts: Kommerzienrat C. Bosch, Professor Felix Rosen, Oberbibliothekar J. Flemming, Oberstabsarzt H. Vollbrecht, Gesandter Dr. Friedrich Rosen, Geheimsekretär G. Becker, Legationssekretär Graf V. von Eulenburg, Vizekonsul E. Schüler

besuchten den Gouverneur, der uns unsre Passage in jeder Weise erleichterte und uns zu Ehren ein kleines Diner gab, bei dessen gediegenen Genüssen wir gern die Misère unsres Hotels vergaßen. M. Pascal bewillkommnete mit herzlichem Ton die deutsche Mission, die in friedlicher Absicht komme, dem großen deutschen Volk zur Beteiligung an der kommerziellen Erschließung Abessiniens die Wege zu ebnen. Unser Gesandter konnte, zugleich mit seinem Dank für die weitherzige Aufnahme, unsrer Bewunderung für das Kulturwerk

Ausdruck verleihen, das Frankreich hier unter schwierigsten Verhältnissen geschaffen habe und das, wie jedes zivilisatorische Unternehmen, allen handeltreibenden Nationen zugute komme.

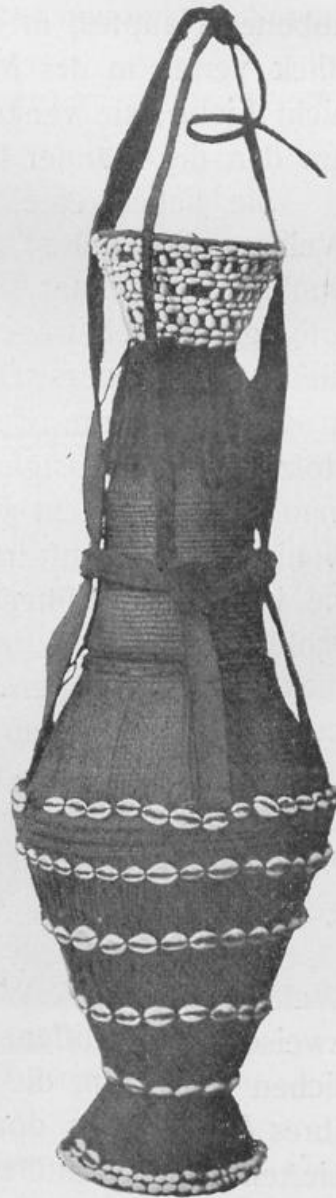
Bis in die späte Nacht saßen wir in der lauen Tropenluft auf der Terrasse des Gouvernements in anregender Unterhaltung, während vom nahen Strand das Murmeln und Plätschern der Wellen leise heraufdrang.

Die erste Januarhälfte gilt in Djibouti für die angenehmste Jahreszeit. Tagsüber ist es warm und oft auch etwas schwül, aber abends erhebt sich der Seewind und schafft willkommene Kühlung. Man wird auch nicht sonderlich vom Staub belästigt, da fast in jeder Nacht ein kurzer, kräftiger Gewitterregen fällt. Die Häuser der Europäer sind aus Stein aufgeführt und enthalten meist im Erdgeschoß Läden oder Bureaux, während der Oberstock in die Wohnräume und eine breite Holzgalerie zerfällt; letztere dient während der heißen Zeit als Schlafraum. Die aus buntlackiertem Schmiedeeisen bestehende französische Bettstelle läßt sich, da sie auf Rollen läuft, leicht auf die Veranda hinausfahren. Zur Erholung nach der Arbeit gibt es ein Konzertlokal à la Montmartre und mehrere Cafés; die Franzosen leben ja überall gleich. Sieht man sie vor der Stunde ihres Diner auf dem großen Platz in Djibouti vor dem Café sitzen und ihr Apéritif schlürfen, so glaubt man sich in die Banlieue von Paris versetzt. Jeder liest sein Petit Journal so interessiert, als ob die Nummer nicht vierzehn Tage brauchte um diesen entlegenen Winkel zu erreichen. Natürlich politisiert man auch, man spricht viel von den Russen und ihrem Krieg mit Japan; Rosdeschtwenskis baltische Flotte hat hier Kohlen genommen, Nebogatow wird erwartet. Man erzählt sich Wunderdinge von den Quantitäten Alkohols, die die russischen Matrosen vertilgt haben. Die Franzosen, die im Trinken von einer, auch uns Deutschen etwas philiströs erscheinenden Mäßigung und Regelmäßigkeit sind, haben für diese Neigung der Russen kein richtiges Verständnis.

Wenn man die paar geraden und sich rechtwinklig durchkreuzenden Straßen des Europäerviertels durchschritten hat, so sieht man sich plötzlich in einer ganz andren und recht fremdartigen Umgebung, der Eingeborenenstadt. Hier herrscht ein solches Getümmel, Schieben, Schreien halbnackter schwarzer Menschen, die sich um die Fleischbänke und Fischkörbe, um die Cafés und Garküchen drängen, daß man zunächst wie betäubt dasteht. Am buntesten ist das Bild auf dem Karawanenplatz; ihn besuchen täglich viele Hundert malerischer Issa mit ihren Weibern und Kindern, angelockt durch den

Markt, der ihnen noch etwas Neues, Reizvolles ist. Haben sie nichts mitgebracht, was sie feilhalten können, so wandern sie in Gruppen gemächlich zwischen Käufern und Verkäufern einher, um mehr als Haupteslänge die lebhaften Habr-aual-Somal überragend, oder sie stehen zu zweien und dreien sich umschlungen haltend, in lässiger Grazie da und schauen schweigend dem Treiben zu. Aber die Mehrzahl der Issa hockt mit irgendwelcher Ware am Boden. Der hält ein meckerndes Zicklein im Arm, um das ein Habr-aual mit betäubendem Wortschwall feilscht und handelt; jener zählt mit mißtrauischem Stirnrunzeln die kleine Münze durch, die ihm ein Somali für seinen Hammel bezahlt hat, während der Käufer schon das blökende Wolltier an den Hinterbeinen faßt, aufhebt und wie eine lebende Schiebkarre vor sich herstoßt. Fast undurchdringlich ist die Menschenmasse, welche sich um die Kamele drängt. Durch Schläge und Püffe werden die stumpfsinnigen Tiere, trotz ihres wütenden Gurgelns und Fauchens, zum Aufstehen bewogen, damit sich ihre Qualitäten besser beurteilen lassen. Gute Reitkamele gibt es freilich wenig, und selbst für Lasttiere erscheint der Schlag etwas schwach, aber den Anwohnern der Küste muß das Kamel das in den Niederungen fast völlig fehlende Rind ersetzen und liefert ihnen Fleisch und Milch.

Dort halten Weiber Butter feil, die sie in Kuhhörnern zu Markt bringen, dort Milch in geflochtenen Körben, deren enge Maschen durch den Gebrauch und den Schmutz so vollständig verstopft sind, daß der flüssige Inhalt nicht aussickert. Diese Körbe mit ihren roten Wolletroddeln und ihrem Muschelbesatz sind der Stolz der Issa-Frauen. Wieder andere haben Brennholz gebracht, trockene Knüppel aus der Buschsteppe, die in kleinen Bündeln verkauft werden. Dazwischen schlachtet ein alter Mann mit langsamen, automatengleichen Bewegungen einen Hammel und zerlegt auf dem mit Unrat aller Art bedeckten Boden das noch zuckende Tier; die Fleischstücke wirft er den Weibern



Milchkorb der Issa
(Djibouti)

zu, die sie im offenen Feuer rösten, aber um die Eingeweide und den Kopf liefern sich schmutzige gelbe Hunde lärmende Schlachten.

Die Sonne steigt höher. Der Mann, der sein ekles Mahl verschlungen hat, hüllt sich in seinen grauen Burnus und streckt sich, mitten im wogenden Strom der Menschen, zum Schlafen hin; das junge Weib reicht dem ungeduldigen Säugling die Brust, hoch erhobenen Hauptes, in ruhigem Stolz; kein leises Lächeln, kein sanfter Blick verrät in der Mutter die Mutter. Sie kennt nicht Zärtlichkeit, nicht Liebe; sie versteht es nicht etwas anderes zu sein als der Preis, um den die Männer kämpfen und töten.

Sie haben eine fremdartige, irritierende Schönheit, diese Issa-Weiber. Die hohen, schlanken Figuren, das schmale Gesicht, das dunkle Tressenhaar, das sie in einem schwarzblauen Tuch chignon-artig gesammelt tragen, die zarten, aristokratischen Hände und Füße, die von dem klassischen Ideal so völlig abweichende und doch wie in Erz modellierte Brust, die sie unverhüllt tragen, vor allem aber die stolze Teilnahmlosigkeit ihrer Haltung gibt diesen Frauen etwas, das man so leicht nicht wieder vergißt. Der Ausdruck der Männer ist weit weniger wild, ja oft träumerisch und selbst melancholisch. Wenn man sie in ihrer Lieblingsstellung, sich wie in inniger Freundschaft umschlungen haltend, dastehen sieht, so möchte man nicht glauben, daß dies die berühmten Menschenjäger sein sollen, denen man es nicht beibringen kann, daß man den Fremden nicht tötet. Das Abzeichen derer, die getötet haben, die Feder oder den holzgeschnitzten Kamm im Tressenhaar, sahen wir bei manchem Mann, aus dessen milden Zügen man auf einen Charakter voll Sanftmut und stiller Träumerei geschlossen hätte.

Die Wilden, welche Djibouti besuchen, müssen zunächst ihre Waffen abgeben. Wir sahen im Wachthaus Hunderte von Lanzen, zweiseitig geschliffenen Dolchmessern, ledernen Schilden und fürchterlichen Musketen, die von den Besuchern des Marktes für die Dauer ihres Aufenthaltes dort deponiert waren. Die Polizei besteht aus zivilisierten Somal, handfesten jungen Leuten, die mit ihrem roten Fes und der anliegenden dunkelblauen Uniform zwischen der Menge zirkulierten. In Djibouti gibt es weder Militär noch europäische Polizei, und es war eins der wohlverdientesten Komplimente, die wir den Franzosen machen konnten, als wir ihnen unsre Bewunderung ausdrückten, daß sie diese wilde Bevölkerung lediglich durch einheimische Polizei in Zucht und Ordnung zu halten verstehen. Die Issa sind ja nicht das einzige schwierige Element in Djibouti. Da sind die ansässigen Somal, etwa 10 000 Köpfe, die mit ihrem Hang zu Aben-

teuern, zu Spekulationen, zum Spiel und zu den Weibern, mit ihrer unüberwindlichen Abneigung gegen alle regelmäßige Arbeit gerade keine bequemen Untertanen sind. Und daß die arabischen, griechischen und armenischen Hausierer, deren Djibouti eine große Anzahl aufweist, sichere Stützen der Ordnungspartei sein sollten, ist auch nicht anzunehmen.

Von dieser buntgemischten Gesellschaft traten uns nur die Somal aus dem Habr-aual-Stamme näher. Wir fanden in ihnen die persönlichen Diener, welche man auf einer Reise durch Afrika schwer entbehren kann, und lernten an ihnen viele sehr wertvolle Eigenschaften kennen, vor allem Ergebenheit und Treue, absolute Ehrlichkeit und große Genügsamkeit; auch daß sie, als Mohammedaner, den Alkohol verabscheuen, ist sehr aner kennenswert. Wie wir einzelne von ihnen fast wie Freunde lieb gewannen, davon wird in diesen Blättern noch die Rede sein. Was uns aber zunächst an den Somal auffiel, war, daß sie keinerlei Handwerk ausüben. Es fehlt ihnen daher fast völlig an Gebrauchsgegenständen für das tägliche Leben, es sei denn, daß diese importierte Waren wären. Der Somali ist auch erstaunlich ungeschickt, wenn er einmal etwas herzustellen versucht; er lernt eher französisch oder englisch sprechen, als einen Knopf ordentlich annähen. Später, als wir das Hochplateau Abessiniens durchwanderten, sollten wir dies noch an einem besonders schlagenden Beispiel erkennen. Wir hatten unsren Leuten zum Schutz gegen die empfindlich kalten Nächte Stoff zu Zelten geliefert, und die geschickten Galla und Abessinier unsrer Karawane hatten sich im Handumdrehen daraus praktische kleine Zelte hergestellt. Dagegen fand sich unter unsren fünfzehn Somal kein einziger, der auch nur den Versuch ge-



Mirjam, Somali-Frau in Djibouti
(Phot. Friedrich Rosen)

wagt hätte, obwohl sie als Bewohner des Tieflandes und ihrer leichten Kleidung wegen mehr als die anderen von der Kälte litten: sie standen dem Problem, ein Zelt nach dem Muster der anderen zu nähen, völlig hilflos gegenüber. Nach 14 Tagen entschlossen sie sich, einem Abessinier ein Trinkgeld zu geben, wenn er ihnen den Zeltstoff zusammennähte, und so kamen sie denn endlich zu ihrem Obdach.

Daß diese Leute auch im Hausbau wenig Kunstfertigkeit beweisen würden, durften wir demnach erwarten, und doch erstaunte uns die Machweise ihrer Behausungen in Djibouti. Aus Reisig, Kisten-
deckeln, Strohmatte und Lumpen, aus verrostetem Draht und verwitterten Schiffstauen, aus Pappkartons und Lederabfällen bauen sie einen Zaun um einen stets viereckigen Hof,¹ von welchem ein Winkel durch zwei weitere Wände und ein Giebeldach zum Wohnhaus gestaltet wird. Was findet man nicht in diese Wände eingebaut: Korbdeckel und Stiefelsohlen, ungegerbte Tierhäute von pestilenzialischem Geruch neben den traurigen Resten eines, einst vielleicht auch so reizenden Korsetts, vor allem aber Bretter und Brettchen von Kisten, die noch ihre bunten Etiketten tragen: Pear's Soap, Moët et Chandon, Hoffmanns Stärke. Nicht minder gesucht und geschätzt ist Blech in jeder Form; hier wird ein Giebel von den Resten einer großen Petroleumkanne gebildet, dort verschließt eine plattgeschlagene Konservenbüchse ein Loch im Dach. Einmal lesen wir noch deutlich: Sardines aux tomates von J. Clot, Paris et Strasbourg, aber tausendmal würde eine eingehende chemische und mikroskopische Untersuchung nötig sein, wenn es die Natur solcher Fragmente zu ermitteln gälte. — Die Tür ersetzt bald ein unbeschreiblich schmutziger Lappen, bald ein Stück Flechtwerk, das windschief, statt an Angeln und Haspen, an einem Bindfaden hängt.

Im Innern die gleiche Dürftigkeit. Kein Tisch, kein Stuhl, kein Herd. Die Feuerstelle ist im Freien, in den Winkeln schlafen die Leute auf ebener Erde; nur wenige Reiche und — die galanten Damen besitzen Bettstellen.

Trotz seiner unsauberen Umgebung ist der Somali für seine Person reinlich. Sein langes, weißes Hemd, das ihm Jacke und Hose ersetzt, wäscht er oft und gern. Ob er sich selbst wäscht, konnten wir nicht ermitteln, die dunkle Hautfarbe läßt das nicht erkennen, aber auch nach langen, heißen und staubigen Märschen nahmen wir nie an den Somal Ausdünstungen wahr wie beispielsweise bei den Abessiniern. Einst fragte unser Führer die Somal unsrer Zeltschaft:

¹ Im Innern Abessiniens werden Hütten und Höfe rund angelegt.

„Sagt, wascht Ihr Euch eigentlich nicht?“ „Wir sind ja noch jung, warum sollten wir uns also waschen?“ lautete die verblüffende Antwort.

Die Kaffeehäuser in Djibouti sind nach arabischer Art. Wir traten in eins ein, es wurde uns aber statt des erwarteten Mokka Kischr serviert, ein Getränk, das aus den Schalen der Kaffeebeeren hergestellt wird. Es schmeckt fast wie Thee und wird sehr heiß und stark gezuckert getrunken. Vor Jahren hat man versucht, den Kischr, der bei der Kaffeeproduktion in ungeheurer Menge als Abfall gewonnen wird, auch in Europa als Kaffeesurrogat einzuführen, wozu er sich bei seinem Gehalt an Coffein, Zucker und Pektin jedenfalls mehr geeignet hätte als die Cichorie, doch hat er dieser gegenüber keinen Boden gewinnen können.

Nachmittags präsentierte sich in unsrem Hotel ein junger Somali in der Uniform der eingeborenen Polizei, der sich Jussuf Jama aus Bulhar nannte und seine Dienste als Reisediener oder „Boy“ anbot. Da er gute Zeugnisse besaß und seine Anstellung in der Polizeitruppe eine gewisse Gewähr für seinen Charakter zu geben schien, wurde er engagiert und mir zugewiesen. Es kam nun zwar sofort ans Tageslicht, daß er sich die Uniform nur geborgt hatte und nichts besaß als ein arabisches Hemd und ein Schurztuch aus ehemals rotem Kattun, aber er wußte sich gleich nützlich zu machen und wurde daher behalten. Als dann die übrigen Diener im Laufe der nächsten Tage engagiert waren, zeigte es sich, daß sie alle Stammesgenossen Jussufs, Habr-aual, und seine besonderen Freunde waren, und es wurde uns klar, daß er seine Leute unauffällig anzubringen, andere aber fernzuhalten verstanden hatte. Übrigens nicht zu unserem Schaden, denn alle engagierten Boys erwiesen sich als ordentliche Leute.

Jussufs Vorleben, über welches wir später hörten, schien eine wahre Odyssee gewesen zu sein. Obwohl erst 18 oder 19 Jahre alt, hatte er schon zweimal als Boy die Reise nach Adis-Ababa und eine Jagdtour durch die südöstlichen Gallaländer gemacht. Scharfäugig und ein guter Beobachter hatte er sich auf seinen Reisen eine erstaunliche Kenntnis der Völker und Sitten erworben und konnte mir daher bei meinen ethnographischen Sammlungen die wertvollsten Dienste leisten. Aber alles Geld, das er sich verdient hatte, — nach den Verhältnissen des Landes bedeutende Summen, — hatte er im Spiel verloren oder bei den schönen Frauen in Adis-Ababa gelassen. In der Not entschloß er sich zur Arbeit „à la mer“, d. h. als Ruderer, Heizer oder Kohlenzieher. Bald besaß er wieder einen einträglichen Handel mit Booten; diesen hatte er gerade verjubelt, als wir seine Be-

kanntschaft machten. Er gab seine kleinen Sünden zu und bat, ihm seine Löhnung aufzubewahren, damit er nicht unterwegs in Versuchung geriete. —

Unfern Djiboutis hat die Regierung einen Mustergarten angelegt. M. Pascal lud uns ein, diesen zu besuchen. Auf der Fahrt hinaus sahen wir, daß die letzten Häuser Djiboutis unmittelbar die öde Buschsteppe berühren. Kaum hatten wir die lärmende Straße hinter uns, als wir uns schon von grenzenloser, melancholischer Einsamkeit umfassen fühlten. Soweit das Auge reichte, kein Baum, kein Feld, kein Haus, nur niedrige, in weitem Abstand über den nackten Boden verstreute Dornbüsche. Einmal tauchte eine malerische Silhouette neben uns auf: ein Issa mit Speer und Schild, ein Weib mit stolzer Haltung; sofort verschwanden sie wieder hinter einer Dünenwelle.

Der Regierungsgarten liegt in der flachen Mulde des Chôr,¹ der Djibouti mit Wasser versorgt. Die Anlage ist noch sehr jung, aber schon umschatten immergrüne Bäume die Gärtnerwohnungen, wuchtig recken sich junge Palmen an der Pforte und lange Alleen blühender Granatbäume umgrenzen die Felder. In hundert Rinnen zirkuliert das Wasser durch den Garten und befruchtet den jungfräulichen Boden. Obstbäume, Gemüsebeete, Blumenrabatten, alles steht in üppigem Wachstum. Große Schmetterlinge vom Aussehen unsrer Perlmutterfalter umschwirren trotz der Abendstunde die blühenden Bäume. Es ist unmöglich sie zu haschen, denn sie flattern und gaukeln nicht wie ihre Stammesgenossen bei uns, sondern jagen mit starkem Flügelschlag blitzschnell dahin. Einige Bäume sind mit den Nestern der Webervögel dicht besetzt. Birnförmig, wie hängende Früchte, sind diese Nester an die äußersten Spitzen der Zweige angebaut; an der Unterseite befindet sich ein rundes Loch, durch welches die kleinen braunen Bewohner spielend und sich jagend aus- und einschlüpfen.

Es dunkelte rasch. Vom Meer rollten schwere Wolken heran, über der Danakilwüste verglomm der Abendschein. Ein Licht blitzte auf: das Leuchtfeuer auf der Mole von Djibouti.

¹ So nennt man, mit arabischem Wort, die nur zeitweilig wasserführenden Betten der Bäche und Wildwasser nahe der Küste.

